

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 37 (1947)

Heft: 34

Artikel: Eine Berner Malerin in Genf

Autor: E.H.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Berner Malerin in Genf

Genf, die Wahlheimat Hodlers, dessen Licht und Atmosphäre schon auf eine zärtliche, kaum zu definierende Art der Azure mediterranen Raums ankündigt, hat während des Krieges immer wieder die Maler und Malerinnen der deutschen Schweiz anzuziehen gewusst. Es musste ganz einfach Paris und seinen Zauber ersetzen, was durchaus nicht so sehr leicht war, denn diesem, einem zuweilen äusserst polaren Bisenwind verpflichtete Städtesessen fehlt nun doch einmal die vollkommene «Douceur» der Seine-Kapitale, namentlich die wie gefilterte Beseligung der taubengrauen Abende, der sanfte, lächelnde Frühling, der vollkommene Sommer. Und doch liegt über der «Grisaille» der Rhonestadt, ihren ockrig-gräulichen Giebeln und Dächern, ihren kleinen Weinbügeln des Hinterlandes, ihren schlicht-aristokratischen Landhäusern des 18. Jahrhunderts der Süden wie eine feine Ahnung und ein lockendes Grüßen. Ganz klar, dass viele der Palette Verhafteten aus den nördlichen Kantonen auf diese Reize — je nach Temperament und Anlage reagiert haben und über dem mystischen Prozess des Farbenmischens neue Konzeptionen fanden. So vermochte sich alemannische Strenge südlicher Beweglichkeit zu verbinden; die Farben bekamen Glanz und eine gewisse dämonische Weichheit und zugleich jene frohe Transparenz, die wir seit den Tagen der französischen Impressionisten nicht mehr aus der modernen Malerei fortdenken können.

Frau J. A. Jaquet hat eigentlich diesen typischen Prozess in nicht sehr gravierendem Massen durchgemacht. Sie brachte eine gewisse südlich-statise Konzeption und eine ungetrübte, zumeist in ungebrochenen Tönen sich aussprechende Farbigkeit schon sozusagen von Haus aus mit. Hinzu kam eine formale Bildauffassung, die durch die besten Namen der französischen Malerei, wie Matisse, Dufy, Bonnard belegt werden kann, ohne doch eine gewisse bernische, man wäre geneigt zu sagen, folkloristische Simplizität durchaus nicht zu verleugnen, wobei ich namentlich an ihre auf blumige Hintergründe gemalten Kinderbildnisse denke.

So konnten ihre grossflächigen, mit fraulichen Instinkt komponierten Porträts, Interieurs und Landschaften, die man vor einiger Zeit hier in den Räumen des Cosy Corner und kurz darauf in der



Mon vis-à-vis

Athenée sah, durch ihren starken persönlichen Charme überraschen, und Künstler von Rang, wie u. a. den Genfer Hornung zu spontanen und in einem seltenen, schönen, kameradschaftlichen Geist ausgesprochenen «Elogen» bewegen.

Worin liegt das Bestrickende dieser eigenwilligen und malerisch so außerordentlich sicher arbeitenden Frau? Wer Frau Jaquet gegenübersteht, erkennt schon in ihrer physischen Erscheinung die Gegebenheiten ihrer Kunst. Nicht sehr gross, von anmutiger Gestalt, auf der der eher kleine Kopf von leicht magyarischem Typus, (was auf ihre ungarischen Ahnen väterlicherseits hindeutet mag) ruht, wirkt alles an ihr seitsam gefestigt und konzentriert. Ursprünglich von der Haute Couture herkommend, der sie sich nach Abschluss ihrer Studien zuwandte, hat sie von dorther einen außerordentlich sicheren Geschmack für Farben und kompositionelle Werte entwickelt, der ihr, auf ihrem nicht leichten, aber mit außerordentlicher Verve eingeschlagenen Weg zur freien Künstlerin — so wie sie heute vor uns steht — zustatten kam. Wer ihr schlicht-festliches, mit kultiviertem weiblichen Takt eingerichtetes Heim am Rande des alten Quartiers von St. Gervais betritt, hoch über den Dächern der Calvinstadt, der ist alsbald von ihrer initiativ ursprünglichen Persönlichkeit und in gleich starkem Massen von ihren Bildern — die hier souverän alle Wände schmücken — gefangen genommen. Allerdings, diese Malereien in einem Stil, der uns wie eine beglückende Synthese von expressionistischer Farboffenbarung und neuer Sachlichkeit anmutet, entstehen nicht von ungefähr. Wer Jaqueline Alice Jaquet arbeiten sah mit ihren gross werdenden, streng beobachtenden Augen und in ihrem fiebigen Gebeugtsein über der Palette, der ahnt etwas von ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit, die sich keine grelle Aufdringlichkeit und keine Verirrung ins snobistisch Billige gestattet. Alle ihre Kompositionen atmen die Wärme wahrer Hingabe, sind gemalt mit einem Wissen um die notwendigen «Valeurs», zugleich aber in jener intensiven Keckheit, die einen malerischen Einfall bis an die Grenze des Erlaubten vorzutreiben versteht.

E. H. St.



Caricature

DER FRADA

S C H L U S S V O N S E I T E 10

wurde zu seinem Ein und Alles; sie war der Mittelpunkt aller Dinge und in seinen Augen ein höheres Wesen. Wenn er uns in der Küche sass, dann wurde nicht müde, meiner Mutter die Vorzüglichkeiten Tugenden, ja sogar die laute Schönheit seiner Angebeteten zu preisen. Er pflegte nun auch sich selbst wie ein junger Geck, verzichtete auf die schön zinnberrote Leibbinde, kaufte sich ein modisches Gewand von der Stange und versteckte seine wunderbar weiten und romantischen Manchesterhosen tief im Kastenboden. Bald hatte Frada mit mein Onkel Tom-Urbild keine Ähnlichkeit mehr.

Ein halbes Jahr später verlobte sich mit dem komischen Frauenzimmer aller Form. Die Leute feixten hinter seinem Rücken, aber der Gute, der Verzaubermerkte nichts davon. Man nannte ihn ein Toren und als er gar hochgemut und kindhaft naiv die Absicht äusserte, in Bäl zu heiraten, da hieß man ihn gänzlich für einen Toren, wenn nicht gar für übergreifnappt.

Aber es kam nicht so weit.

An einem Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht, dass Frada in der Fabrik ein Unglück zugestossen sei. Die Einzelheiten, die bald darauf bekannt wurden, waren grauenvoll und erschütternd. Frada hatte während der Nacharbeit und als die Frühschicht kauft man von dem Unglückselen nur noch ein paar verkohlte Überreste.

Frada musste sich in einer Anwandlung von Lebensüberdruss in den grossen Koksöfen gestürzt haben. Man konnte sich zuerst die Beweggründe zu diesem grauenvollen Entschluss nicht erklären, aber einige Tage später, als die armselige Überreste seines Erdendaseins schock unter dem Boden ruhten, sickerte die Wahrheit durch. Der arme, bedauernswert Mensch hatte an jenem denkwürdigen Abend entdecken müssen, dass seine Verlobte ihn betrogen. Diesen Treubruch nahm er sich zu Herzen, dass er keinen anderen Ausweg als den Freitod mehr fand.

Wie schnell und gnadenlos spülte der Alltag die Erinnerung an den braven Menschen fort! Kaum einige Wochen später erinnerte sich wohl nur selten noch jemand seiner. Ich weiß auch nicht, wo sein Siebensachen hingekommen sind. Ein anderer Schläfer mietete sich bald darauf in der Mansarde ein. Fradas geliebter Bunt druck und die grellfarbigen Veduten waren plötzlich verschwunden. Vielleicht hatte die Hausmeisterin den ganzen Krempel bei der nächsten grossen Wäsche verbrannt. Zuzutrauen war ihr das, denn sie war eine resolute Frau und gar nicht empfindsam.

Ich musste noch oft an den gutmütigen Frada denken. Wenn ich an den Abenden auf unserem Stubenfenster zur Kohlenfabrik hinüberschaute und die strahlenden Funkengarben aus dem grossen Kamin in die sammeldunkle Nacht stieben sah, tauchte immer wieder Frada vor meinem innern Blick auf, so wie er gewesen war, bevor er das läppische Frauenzimmer kennen gelernt hatte, mit seinem grauen Wuschelkopf und den sanften, dunklen Glanzzäugen; mit seinen zinnberroten Leibbinde und den lustig schlanken Manchesterhosen, und ich vernahm auch wieder seine tiefmännliche, melodische Stimme und fühlte mit einem ergriffenen Schaudern die feilen rauen Flächen seiner schweren Arbeitshände.

Wenn es wirklich einen Himmel gab, dann hatte man Frada, den gutmütigen, sanften Frada, mit offenen Armen dort oben empfangen. Davon war ich felsenfest überzeugt,